

Zeit und Geschichte

Mit dieser Vorlesung möchte ich mich, nach 23 Jahren Lehrtätigkeit an der Ruhr-Universität Bochum, von Ihnen, den Studenten und Kollegen des Historischen Instituts verabschieden. Ich habe hierfür das Thema „Zeit und Geschichte“ gewählt: einmal weil es sich zur Vorlesung dieses Semesters, die von der Zeit in der Geschichte handelte, fügt; zum andern weil ich damit ein weiteres Anliegen verbinden kann, nämlich den Sinn und die Bedeutung des akademischen Faches „Theorie der Geschichte“ zu diskutieren. Eine solche Disziplin gab es ja bis Ende der 1960er Jahre in Deutschland nicht. Geschichte galt vielen geradezu als theoretisch nicht fassbares Fach. Die Lehrstühle von Reinhart Koselleck in Bielefeld und Jörn Rüsen hier in Bochum waren meines Wissens die ersten ihrer Art an einer deutschen Universität. Nun scheint dieses Modell einer akademischen Disziplin, das bei Gründung der beiden Reformuniversitäten einmal als Flaggschiffe der historischen Universitätsreform angelegt waren, nach Bielefeld auch in Bochum eingestellt zu werden. Deshalb stellt sich die Frage, ob das Fach inzwischen verzichtbar ist.

In gewissem Sinne könnte man vielleicht sogar zunächst geneigt sein, diese Frage mit Ja zu beantworten: Die Geschichtswissenschaft, welche in den 1960er Jahren ebenso wie andere Geisteswissenschaften an der Legitimationskrise der deutschen Universitäten nach dem Dritten Reich litt, ist in einen Prozess der politischen, theoretischen und methodischen Selbstreflexion getreten, sie ist insgesamt theoretischer geworden. In der Sozialgeschichte etwa gehörte es seit den 1960er Jahren zur guten akademischen Gepflogenheit, historische Werke mit einer Theorie- und Methodenreflexion einzuleiten, die den Rahmen und Horizont der Untersuchung absteckte. Arbeitsgruppen wie „Poetik und Hermeneutik“ und „Archäologie der literarischen Kommunikation“ sorgten seit den 1970er Jahren für die interdisziplinäre Vernetzung der Geschichtstheorie. Die deutsche Geschichtswissenschaft öffnete sich für Anstöße von außen, sie wurde internationaler und dabei auch theoretisch selbstreflektierter. Und auch die Welle der großen „turns“, vom „linguistic“ und „cultural turn“ der 1980er Jahre bis zum „iconic“ and „spacial turn“ der 2000er Jahre zeugen von dem anhaltenden theoretischen Interesse, welches allein das Fach nach seiner internationalen und materiellen Erweiterung auf immer neue

empirische Untersuchungsfelder zusammenhalten zu können schien. Man könnte die Einrichtung akademischer Lehrstühle für „Theorie der Geschichte“ daher als Initialzündung betrachten, die mit der erfolgreichen Durchdringung des Faches überflüssig geworden ist.

Doch dieser erste Eindruck täuscht. Tatsächlich hat sich ja schon allein die Historisierung der Geschichtsschreibung und der theoretischen Konzepte, mit denen sie arbeitet, zu einer eigenen Disziplin ausgeweitet. Darüber hinaus erbringt das Fach „Theorie der Geschichte“ aber auch heute noch gerade angesichts der explosionsartig ansteigenden Ausdifferenzierung der Geschichtswissenschaft eine immer notwendigere Orientierungsleistung, die durch materiell ausgerichtete Lehrstühle kaum übernommen werden kann. Es bietet den institutionellen Ort für eine fachliche Grundlagenreflexion, die allen historischen Disziplinen dient und sie mit der Lebenswelt, die uns umgibt, zusammenschließt. Schauen wir uns daher einmal näher an, was an den Lehrstühlen in Bielefeld und Bochum in den letzten 45 Jahren aufgebaut worden ist.

In Bochum gelang es Jörn Rüsen, dessen Lehrstuhl die Theorie der Geschichte noch mit der Geschichtsdidaktik verband, seit Mitte der 1970er Jahre ein Konzept von „Geschichtskultur“ zu entwickeln, das die akademische Theorie mit der Praxis der Geschichtsvermittlung an außeruniversitären Einrichtungen verband. Neu war dabei vor allem die Ausweitung der Geschichtsdidaktik auf den außerschulischen Bereich, also auf Museen, Archive, die Denkmalspflege, Rundfunk und Fernsehen usw., die bislang noch gar nicht oder doch nur ganz am Rande in geschichtsdidaktische Überlegungen mit einbezogen worden waren.

Daraus ist im Ruhrgebiet ein Netzwerk engster Kooperationen zwischen der Ruhr-Universität und einer großen Fülle von Institutionen entstanden. Dieses Netzwerk reicht heute von Museen wie dem Ruhr-Museum in Essen über Archive wie das Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsarchiv oder das Bochumer Stadtarchiv bis hin zu den Fachreferaten des WDR. Eine solch intensive Geschichtslandschaft gibt es sonst nirgendwo in Deutschland. Sie hatte und hat bisher immer noch ihr geistiges Zentrum am Lehrstuhl „Theorie der Geschichte“ der Ruhr-Universität Bochum. Tausende von Studierenden sind durch die „Praktischen Übungen“ und „Übungen für Geschichtskultur“ des Historischen Instituts gelaufen, haben Praktika und viele

auch Jobs in den geschichtsvermittelnden Institutionen der Region gefunden. Dutzende von Dozenten kamen aus diesen Institutionen zur Lehre nach Bochum, um ihnen Einblicke in die Tätigkeit ihrer Institutionen zu geben, ihre Tätigkeit wurde am Theorie-Lehrstuhl in Bochum koordiniert und didaktisch konzipiert. Davon profitieren beide Seiten: Die Studierenden, die sich hier auf ihren zukünftigen Arbeitsplatz einstellen können, ebenso aber auch die Geschichte vermittelnden Institutionen der Region, die sich hier ihre Nachwuchskräfte suchen. Man kann deshalb ohne Übertreibung sagen, ohne das Fach „Theorie der Geschichte“ hätte sich die RUB nicht in gleicher Weise in der Region verwurzeln können, hätte sich das Ruhrgebiet nicht als Geschichtslandschaft kennen gelernt.

In Bielefeld verankerte Reinhart Koselleck seit Anfang der 1970er Jahre mit bis heute weltweiter Ausstrahlung eine theoretische Grundlagenreflexion in der Geschichtswissenschaft. Kein anderer deutscher Historiker hat nach dem Zweiten Weltkrieg eine vergleichbare Resonanz in der internationalen Geschichtswissenschaft entfaltet wie er. Sein Programm lag u. a. darin, eine Theorie historischer Zeiten aufzubauen, welche als akademisches Korsett den auseinanderstrebenden Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft ein gemeinsames Fundament und der Wissenschaft insgesamt einen inneren Halt geben sollte. Er konnte dabei an Fernand Braudel, den großen französischen Sozialhistoriker anknüpfen, der in seinem berühmten Aufsatz über die „longue durée“ von 1957 dasselbe schon für alle Humanwissenschaften versucht hatte. Denn schon in der von Lucien Febvre und Marc Bloch nach dem Ersten Weltkrieg in Straßburg etablierten Schule der Annales bahnte sich jene Explosion des historischen Kosmos an, den Sie heute kennen und der dazu führte, dass historisches Denken in zahlreiche anderen Disziplinen und deren theoretische Konzepte in die Geschichtswissenschaft Einzug hielten.

Die historische Zeit, so Braudels wie Kosellecks Grundthese, ist das Gemeinsame, das Verbindende aller historisch arbeitenden Disziplinen. Das erscheint auf den ersten Blick trivial, doch entfaltet die These eine eigentümliche Dynamik, wenn man sie zum analytischen Instrument historischer Untersuchungen macht. Denn die Zeit hat im 20. Jahrhundert ihre Selbstverständlichkeit als vorgegebenes Medium aller Geschichte verloren. Sie hat sich fragmentiert in materiell gebundene Zeitverläufe, wie sie jedem lebenden Organismus einwohnen.

Das ist keine Neuerung der Geschichtswissenschaft allein gewesen, sondern hat sich in zahlreichen anderen Wissenschaften ebenso zugetragen: in der Physik durch Einsteins Relativitätstheorie, in der Psychologie durch Piagets Studien zum Zeitbewusstsein des Kindes, in der Biologie durch die Entdeckung der Eigenzeit von Organismen, in der Philosophie durch die phänomenologische Schule Bergsons und Husserls usw. Doch in der Geschichtswissenschaft waren die Folgen besonders gravierend. In ihr hat sich nämlich das Konzept der historischen Zeit gewissermaßen verdoppelt: Neben die Zeit als Medium historischer Prozesse und Erkenntnisse trat die Zeit als historischer Gegenstand selbst. Sie wurde dadurch gewissermaßen selbstreflexiv, d.h. gezwungen, sich im Medium ihrer eigenen Existenz selbst zu historisieren.

Wie ist das zu verstehen? Natürlich spielt alle Geschichte in der Zeit. Aber das Konzept einer universalen Weltzeit hat es nicht immer gegeben. Es ist, wie wir in dieser Vorlesung verfolgen konnten, erst im Laufe der frühen Neuzeit entstanden. In älteren Epochen orientierten sich die Menschen anders in der Zeit. Wenn man dies einmal zur Kenntnis nimmt, dann erscheinen etwa die Reformationen des 16. Jahrhunderts zugleich – aus heutiger Sicht – als Beginn der Neuzeit und – aus der Sicht der Zeitgenossen – als letzte Zeit vor dem göttlichen Endgericht. Historische Aussagen werden auf diesem Hintergrund doppelbödig: Sie entwerfen sich sowohl auf der Ebene eines vergangenen als auch auf der unseres heutigen Geschichtsverständnisses.

Zugleich erwies sich die Zeit aber auch als materiell gebunden. Alle historischen Objekte, ob es sich dabei um soziale Einheiten (wie Individuen, Klassen, Völker) oder um abstrakte Einheiten (wie Epochen und Ideen) handelt, weisen jeweilige Eigenzeiten auf, die nicht auf einander abbildbar sind und doch im historischen Kosmos zusammenwirken. Diese Einsicht hatte schon im 18. Jahrhundert Leibniz gegen Newton, Herder gegen Kant geltend gemacht, ja im Grunde geht sie schon auf die Differenz von Aristoteles und Augustins Zeitverständnis zurück. Sie gilt bis heute – und mehr denn je. Denn wir lernen es dadurch wieder, dass historische Zeit nicht einfach etwas aller Wirklichkeit zugrunde Liegendes ist, wie dies Newton lehrte, sondern etwas, das wir selbst erst generieren, indem wir sie in die Zukunft und Vergangenheit hinein entwerfen. Wir selbst stellen historische Zeit allererst her: in unseren Zukunftserwartungen wie in unseren Erinnerungen, ja mehr noch:

indem wir gegenwärtig handeln: Augustins Beispiel einer Melodie, die wir singen, ist dafür immer noch ein anschauliches Beispiel: Mitten im Singen werden wir gewahr, wie Zeit verfließt. Wir sehen auf einen Anfang zurück und antizipieren das Ende. Alles sinnvolle Handeln enthält diesen Mechanismus der Zeitgenerierung in sich. Historische Zeit ist in diesem Sinne nicht nur eine subjektive, sondern zugleich auch eine objektive Kategorie, eine Zeit der Objekte.

Auch hierin liegt aber der Ansatz zu einer Verdopplung der historischen Zeit: Wir können historische Ereignisse deshalb heute zwar weiterhin auf dem Weltkalender datieren, wir können sie aber auch, undatiert, als Stationen innerhalb eines vorgegebenen Entwicklungsprozesses verstehen. Das erweist sich z. B. immer dann als nützlich, wenn man einen archäologischen Fund einer bestimmten Epoche der kulturellen Entwicklung, etwa der Eisenzeit oder der Bandkeramik, zuweisen kann, ohne doch dessen genaues Datum zu kennen. Es funktioniert aber auch, wenn wir etwa ein Kunstwerk der Frührenaissance (welche in Italien früher lag als in Norddeutschland z.B.) oder eine Produktionsstätte dem Zeitalter der Protoindustrialisierung zurechnen.

Auf dem Bielefelder Lehrstuhl „Theorie der Geschichte“ widmete sich Reinhart Koselleck seit den 1970er Jahren der Erforschung solcher Zeitstrukturen. Er entwickelte dabei ein Modell historischer Zeitschichten, das sich vor allem in der semantischen Analyse historiographischer Zeitbegriffe, aber auch in der systematischen Unterscheidung von Zeitverläufen wie Erfahrungsraum und Erwartungshorizont, Einmaligkeit und Wiederholung, Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit entfaltete.

Ich habe an dies Tradition in Bochum angeknüpft. Eine Stärke dieser Analysen ist ihre Nähe zur empirischen Forschung, d.h. ihr Anspruch, historische Erkenntnisse nicht nur typologisch zu sortieren, sondern auch neue historische Erkenntnisse zu Tage zu fördern. Theorie der Geschichte ist in dieser Tradition nicht mehr ein Fach, das sich, wie in älteren Zeiten die Geschichtsphilosophie, mit abstrakten Modellen vom Geschichtsverlauf oder mit der philosophischen Reflexion auf einige geschichtsrelevante Begriffe (wie „Idee“ oder „Individuum“) befasst. Theorie der Geschichte versteht sich als eine Disziplin, die empirie-nah die Grundvoraussetzungen bestimmter historischer Vergangenheitskonstruktionen aufdeckt und reflektiert, eine Disziplin, die verschiedene historische Teildisziplinen mit ihren je unter-

schiedlichen Vorannahmen und Konzepten auf einander abstimmen, zu einander in Verhältnis setzen will. Sie versteht sich nicht mehr nur als Metatheorie, sondern zugleich als dienende Disziplin, die sich in allen historischen Teildisziplinen nützlich macht.

Dies war auch der Anspruch dieser Vorlesung. Sie handelte von der „Zeit in der neuzeitlichen Geschichtsschreibung“, d.h. von den elementaren Bausteinen, mit deren Hilfe Historiker Geschichte darstellen und damit allererst erschaffen: mit Begriffen wie „Epoche“ und „Jahrhundert“, „Synchronie“ und „Diachronie“, „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ usw., die überall von Historikern verwendet werden und ohne die sie überhaupt nicht Geschichte schreiben könnten. Ich will versuchen, im Folgenden auch denen, die nicht dabei waren, noch etwas von der Art der Erkenntnisse nahezubringen, die dabei zu Tage kamen.

Die Vorlesung setzte ein mit der Kontroverse zwischen Leibniz und dem Newton-Schüler Samuel Clarke im Jahre 1715, in der sich Clarke für einen universalistischen formalen Zeitbegriff einsetzte, dem alle wirklichen Dinge gleichermaßen unterworfen sind, Leibniz dagegen für einen relationalen Zeitbegriff, worunter er die Ordnung alles dessen verstehen wollte, was auf einander folgt. Das klingt zunächst ungemein abstrakt und philosophisch und das wird auch nicht besser, wenn man dann feststellt, dass dabei auch noch eine Menge zeitgenössischer Theologie im Spiel war. Doch es ist grundlegend für unser eigenes historisches Selbstverständnis: Legen wir der Geschichte, die wir rekonstruieren, ein einheitliches weltgeschichtliches Zeitmaß zugrunde oder entfaltet jede Geschichte, die wir erzählen, wieder ihre eigene Zeit? Für das erstere spricht viel: zunächst einmal, dass die Geschichten, von denen die Geschichtswissenschaft handelt, ja nicht nur als literarische Werke in unseren Bibliotheken neben einander stehen, sondern sich inhaltlich mit einander verbinden, einen historischen Kosmos bilden; dann aber auch, dass wir als Historiker selbst ja in unserer Gegenwart selbst ein Teil der Geschichte sind, von der wir handeln. Kurzum, es spricht viel dafür, dass die historische Zeit den universellen Raum bildet, der aller historischen Wirklichkeit zugrunde liegt.

Andererseits: Stehen historische Ereignisse nicht jeweils in einer ganz spezifischen zeitlichen Beziehungen zu einander? Was wäre der Fall der Berliner Mauer 1989 ohne deren Errichtung 1961, was der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 ohne

dessen Ende 1918? Sicher etwas ganz anderes, vielleicht, in einigen Fällen, auch gar nichts Erwähnenswertes. Historische Zeit, darin hatte Leibniz zweifellos Recht, ist auch Beziehung, konkrete Veränderung und darin nicht zu lösen von den Gegenständen, die sich verändern.

Deshalb kann es uns auch nicht wundern, dass beide Konzeptionen von den Historikern des 18. Jahrhunderts aufgegriffen wurden: Newtons Auffassung in der Konzeption eines verlässlichen Weltkalenders, wie er spätestens mit Gatterers „Abriss der Chronologie“ 1778 vorlag; Leibniz' Auffassung in der Konzeptionierung immer neuer historischer Zeiteinheiten (Epoche, Jahrhundert, Volk, Idee, Klasse usw.), die dadurch zu eigenständigen historischen Objekten, ja darüber hinaus sogar zu Handlungssubjekten aufrückten. Das hat aus der alten Historie überhaupt erst die moderne Geschichtswissenschaft werden lassen.

Denn damit setzte nun jene „Vermessung der Welt“ ein, an der Historiker bis heute arbeiten, mit dem Ziel einer „Welt-“, oder auch „Totalgeschichte, die alles umfasst, was jemals an historisch Bedeutsamem geschah: und dies nicht nur in Form einer chaotischen Anhäufung von Wissen, sondern systematisch geordnet. Das ging nicht ohne Mithilfe vieler anderer Wissenschaften, von der Geographie bis zur Sprachwissenschaften, die dasselbe Ziel einer Vermessung der empirischen Welt verfolgten. Darauf kann ich hier nicht weiter eingehen, wenn ich bei meinem Thema, der Konstruktion einer historischen Zeit, bleiben will.

Besondere Bedeutung fiel dabei, wie wir sahen, den Konzepten der „Synchro-
nie“ und der „Diachronie“ zu. Man sieht es diesen Begriffen zunächst nicht an, wie wichtig sie für die Vermessung des historischen Kosmos waren. Und doch wird das bei näherem Hinsehen schnell klar. Der diachrone Zusammenhang der Ereignisse erscheint uns zunächst leichter zu verstehen. Denn er wird ja schon durch das Prinzip von Ursache und Wirkung hergestellt, in deren Nachweis wohl der größte Teil historischen Argumentierens einfließt. Und doch wenn wir genau überlegen, ist es ja keineswegs selbstverständlich, dass für die Geschichtswissenschaft das Verfließen von Zeit immer mit historischem Sinn beladen ist. Zeit ist Sinn – ist das wirklich so? Verfließt Zeit nicht auch manchmal sinnlos, und wo tragen Historiker dem Rechnung?

Vollends der synchrone Zusammenhang: Das sich Dinge gleichzeitig ereignen, mag ja vorkommen. Aber warum sollten Sie deshalb in einem inhaltlichen Zusammenhang stehen? Was hätte etwa das Wirken von Konfuzius in China um 500 v. Chr. mit demjenigen der Vorsokratiker in Griechenland zur selben Zeit zu tun? Und doch ist dies eine historisch erlaubte Frage. In Jaspers Konzept der „Achsenzeit“ etwa wird ein solcher Zusammenhang, nicht sinnlos, behauptet. Konfuzius und die Vorsokratiker wussten zwar nichts von einander, aber sie gehörten derselben „Achsenzeit“ an, welche in verschiedenen Weltregionen zu Hochkulturen führten. Begriffe wie „Epoche“, „Jahrhundert“ und „Zeitgeist“ tragen dem Rechnung: Sie erlaubten es, auch solche historischen Sachverhalte, die keinen unmittelbar sichtbaren Einfluss auf einander haben, mit einander in einen historischen Zusammenhang zu bringen. Und dass es solche Zusammenhänge dann auch empirisch oft gibt, wo wir sie am wenigsten vermuten, hat nicht erst Carlo Ginzburg mit seinem Nachweis bewiesen, dass ein einfacher Müller in Friaul um 1600 Bücher gelesen hat, die in Madrid und Moskau gedruckt worden waren.

Erst auf der Grundlage eines solchen Konzepts rein zeitlicher Zusammenhänge, eines über disparate Regionen hinweg reichenden „Zeitgeistes“, konnte die Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nehmen, im Nachhinein Erkenntnisse über vergangene Ereignisse und Zusammenhänge zu Tage zu fördern, von denen die Zeitgenossen noch nichts wissen konnten. Ohne solche Annahmen wären moderne historische Erkenntnisse wie die Existenz von Klimakurven oder Preiskurven gar nicht möglich. Der zeitliche Abstand zu den Dingen, von denen der Historiker berichtete, verwandelte sich so um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus einem reinen Defizit in einen historischen Vorteil: Konnte der Historiker doch jetzt im größeren Zusammenhang besser überblicken, was einst geschah – und dabei zugleich auf neue Weise seine eigene Rolle im historischen Erkenntnisprozess reflektieren. Dass Geschichte theoriebedürftig ist, ist hier mit Händen zu greifen.

Allerdings hatte der Gebrauch von Konzepten wie dem der „Epoche“ und des „Jahrhunderts“ auch zur Folge, dass der Zeitfluss innerhalb der Zeitspannen, die sie umfassten, gewissermaßen still gestellt wurde. Historische Zeit scheint, das hat schon Georg Simmel beobachtet, nicht gleichmäßig zu verfließen, sondern mal still zu stehen, dann aber auch wieder in gewaltigen Sätzen zu springen. Überhaupt wäre es ein großer Irrtum zu glauben, historische Erzählungen würden die Ereig-

nisse, von denen sie berichten, immer datieren und die Zeitspannen zwischen ihnen stets zeitlich ausmessen. Das Gegenteil ist der Fall: Achtet man einmal darauf, so ist man eher überrascht, mit wie wenigen exakten Datierungen viele historische Erzählungen auskommen. Meist ist ihnen mehr an der Abfolge bzw. der Gleichzeitigkeit von Ereignissen gelegen als an ihrer zeitlichen Bestimmung.

Einen neuen Blick auf die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts gewinnt man, wenn man der Herkunft der zentralen Zeitbegriffe „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“ nachgeht. Noch immer bewährt sich hier die Ausgangshypothese der Begriffsgeschichte, dass das historische Auftreten neuer oder semantisch veränderter Begriffe als ein Hinweis auf neue historische Sachverhalte gelesen werden kann – nicht in dem begriffsrealistischen Sinne, wie dies noch Emil Brunner in den 1940er Jahren gegen Heinrich Mitteis' Buch „Der Staat im hohen Mittelalter“ mit dem Argument geltend machte: einen Begriff „Staat“ habe es zu dieser Zeit noch gar nicht gegeben, deshalb dürfe man in Bezug auf Mittelalter überhaupt nur, wie er selbst, von „Land und Herrschaft“ sprechen. Sein Argument übersah, dass man durchaus moderne Begriffe für alte Sachverhalte verwenden darf und muss. Wort und Sachverhalt fallen historisch nicht immer zusammen, aber sie verweisen gleichwohl, sei es im Vorlauf, sei es im Nachhinein zu den Ereignissen, auf einander.

Für den Begriff der „Geschichte“ hat dies Reinhart Koselleck gezeigt. Was aber vermag uns die Entwicklung der Zeitbegriffe „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“ Neues zu erzählen? Wir betreten hier ein bislang noch nicht erkundetes Gebiet der historischen Forschung. Zunächst lässt sich leicht feststellen: Die modernen Zeitbegriffe entstanden erst im Laufe des 18. Jahrhunderts, der Begriff der „Vergangenheit“ wohl als letzter von ihnen: Erst um 1800 drang er langsam aus dem poetischen und philosophischen Diskurs in die Geschichtsschreibung vor. Die Wörter bezeichneten zunächst nur die Eigenschaft einer Sache, vergangen, gegenwärtig oder zukünftig zu sein, also gewissermaßen ihre Gegenwärtigkeit, Zukünftigkeit und in diesem Sinne dann auch ihr „Vergangenheit“. Doch dann wurden sie, ebenso wie „Epoche“ und „Jahrhundert“, zu Bezeichnungen für Zeiträume. Das gibt uns den entscheidenden Hinweis: Denn Zeiträume zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen alles mit allem zusammenhängt. Der lebendige Zusammenhang, in dem alle Dinge in der Gegenwart stehen, sollte, so die neue historiographische

Konzeption, auch in der Vergangenheit und Zukunft imaginiert werden können. Schiller war einer der ersten, der diese Forderung an die Geschichtswissenschaft stellte. Novalis, Schlegel und andere Romantiker vertieften sie, aber erst die Generation von Ranke griff sie für die Geschichtswissenschaft auf.

Damit kam eine neue Idee in die Geschichtsschreibung. Bisher kannte man nur die diachrone Aneinanderreihung von vergangenen und zukünftigen Ereignissen, welche man, methodisch durch die Quellenkritik geleitet, säuberlich je für sich aus den Quellen destilliert hatte. Jedes vergangene und zukünftige Ereignis hing so gewissermaßen quellenkritisch an der Nabelschnur der Gegenwart. Jetzt hingegen begann man, diese Ereignisse in der Vergangenheit und Zukunft auch synchron mit einander zu verknüpfen. Das ging nicht ohne Anleihen bei der Literatur und Philosophie, und darum waren Figuren wie Friedrich Schiller, der aus diesen Bereichen kam, auch so wichtige Bezugspunkte der neuen Geschichtsschreibung.

Die neue Geschichtsschreibung des Historismus setzte sich auf diese Weise zum Ziel, Gesamtpanoramen einer Epoche zu entwerfen. Das waren Bilder, wie sie die Laterna magica produzierte: Bilder von fernen Ländern und fernen Zeiten, die ein Gesamtbild einer fernen Szenerie lieferten, Bilder voller exotischer Erlebnisse und befremdender Informationen. Schon Ranke hatte sich Walter Scott darin zum Vorbild genommen. Seine Werke haben dadurch oft einen epischen Charakter, man sollte sich ihren Vortrag vorstellen wie die Erzählungen, die ein alter Herr damals am abendlichen Kamin von der „großen alten Zeit“ geben mochte.

Der Meister dieser Gattung in Deutschland aber wurde Gustav Freitag mit seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. In den Jahren 1854-1867 entstanden waren sie mit über 30 Auflagen bis 1909 das mit Abstand populärste Geschichtswerk deutscher Sprache. Wenn man es heute liest, wirkt es zwar inhaltlich ziemlich angestaubt, aber methodisch immer noch erstaunlich modern, wie ein Produkt der heutigen Alltagsgeschichte. Freytags Konstruktion historische Panoramen wird schon in seiner Einleitung deutlich, wo er den Leser zunächst zu einer Zeitreise ins Jahr 1560 zu einem „Ahnherrn“ einlädt, der damals gelebt habe. Wenige Seiten später springt er dann ins Jahr 1660 zu dessen Enkel, schließlich ins Jahr 1760 zum Großvater des jetzt lebenden Lesers: jeweils unter Schilderung all der vielen Lebensumstände, die die älteren von den neueren Zeiten trennten.

Solche Geschichtsbilder wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch nicht nur von der Vergangenheit, sondern ebenso auch von der Zukunft entworfen. Und damit will ich auf ein letztes Element historischer Erkenntnisse zur historischen Zeit hinweisen: Ihre Konstruktionsprinzipien gelten nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Auch für die Zukunftsbilder des 19. Jahrhunderts gilt, dass sie mit wissenschaftlich, d.h. in diesem Fall prognostisch gewonnenen Informationen arbeiteten, die sie dann zu epochalen Gesamtbildern zusammenfügten. Zukünftige Tatsachen werden ebenso wie vergangene aus den Funden der Gegenwart gewonnen. Statt der quellenkritischen Aufbereitung übernimmt hier nur die Prognostik die Aufgabe der rationalen Sicherung ihrer Ergebnisse.

Ein gutes Beispiel für ein solches prognostisch-literarisch gewonnenes Zukunftsbild ist die Darstellung von Boston im Jahre 2000, die der amerikanische Schriftsteller und Bodenreformer Edward Bellamys 1888 unter dem Titel „Looking Backward 2000 to 1887“ veröffentlichte. Der Weltbestseller fingierte einen Bewohner Bostons am Ende des 19. Jahrhunderts, der sich von seinem Arzt in einen Tiefschlaf versetzen lässt, aus dem er erst im Jahre 2000 wieder erwacht. Die Eindrücke, die er dort sammelte, entsprachen durchaus dem, was man damals von der Zeit in hundert Jahren prognostizieren konnte: Große Kaufhäuser, Kreditkarten, Fernseher und Großkraftwerke kamen darin ebenso vor wie internationale Schiedsgerichte für Konflikte zwischen den Staaten und der Zusammenschluss der europäischen Staaten zu den „Vereinigten Staaten von Europa“. Solche Einzeldaten reihten sich in Bellamys Darstellung in ähnlicher Weise zusammen wie in Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Man könnte sie geradezu als „Bilder aus der amerikanischen Zukunft“ bezeichnen.

Die Synthese einzeln gewonnener Zukunfts- und Vergangenheitsdaten zur Gesamtdarstellung von Zeiträumen hängt an den Begriffen „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, ohne dass uns dies heute noch bewusst ist. Erst die historische Analyse der Begriffe hat uns darauf gestoßen. Sie verweist uns auf eine Konzeption historischen Arbeitens, die theoretisch reflektiert ein Stück Selbstaufklärung erbringt. Denn es kann ja durchaus Diskussionen auslösen, dass die Historiker im 19. Jahrhundert zu Künstlern geworden sind, die sich nur noch in der Gewinnung ihres Materials auf wissenschaftliche Verfahren stützen, nicht mehr in der Gesamtanlage

dessen, was sie als Geschichte bezeichnen. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass seit dem Historismus eine gewisse Theorie-feindlichkeit in weiten Teilen der Disziplin Platz gegriffen hat.

Auf die Zeitrevolution des 20. Jahrhunderts bin ich eingangs schon eingegangen, ich will mich daher hier kurz fassen: Vor allem der Erste Weltkrieg hat in Europa das traditionelle Konzept einer ganzheitlichen, durch die Zeiten hindurch fortschreitenden Geschichte in Frage gestellt. Früher als in Deutschland, wo zunächst einzig Walter Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen von 1940 das Dogma des fortschreitenden Geschichtsflusses aufbrach, lenkte in Frankreich Lucien Febvre den Blick auf die Fragwürdigkeit der historistischen Geschichtskonzeptionen – so etwa in seiner großartigen Geschichte des Rheins von 1934.

Erst in den 1960er Jahren setzte sich allerdings, mit dem Aufkommen der Mentalitätsgeschichte, ein Modell von historischer Zeit durch, das den objektiven Zeitverlauf des Weltkalenders mit der subjektiven Zeiterfahrung der Zeitgenossen in Begriffen wie „vergangene Zukunft“ oder „vergangene Vergangenheit“ verband. Aus ihnen gingen die jüngsten Forschungsfelder der Zeit-Geschichte hervor: die Erinnerungsgeschichte, die sich der Rekonstruktion vergangener Vergangenheitsbilder, und die Historische Zukunftsforschung, die sich der Rekonstruktion vergangener Zukunftsvorstellungen widmet. Meine eigenen Forschungen verdanken sich in hohem Maße diesen neuen Ausdifferenzierungen historischer Zeit.

Doch die Unterscheidung z. B. zwischen vergangener Zukunft und gegenwärtiger Gegenwart ist auch für die Zeitgeschichte insgesamt eine nicht mehr hintergehbare Unterscheidung geworden. Sie räumt mit dem bequemen Vorurteil auf, als ginge die Vergangenheit in der Gegenwart auf. Eine solche „Geschichte der Sieger“, d. h. dessen was sich faktisch durchgesetzt hat, vernachlässigt das Recht und die Geschichte der Unterlegenen, sie frönt der letztlich geschichtstheologischen, deterministischen Maxime, dass alles so kommen musste, wie es kam. Das lässt sich spätestens angesichts der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts nicht mehr halten.

Es gibt eine neue, noch ganz junge Debatte darüber, wie Ereignisse, Zustände überhaupt aus gegenwärtigen zu vergangenen werden. Bisher gab es dazu eine ebenso klare wie bequeme Antwort: nämlich dann, wenn etwas anderes an deren Stelle getreten ist. In der Zeitgeschichte kann es hier allerdings zu merkwürdigen

Grenzfällen kommen, wie jüngst der Belgische Historiker Berber Bevernage anhand der Wahrheitskommissionen in Südafrika und anderen, vor allem afrikanischen Gesellschaften gezeigt hat. Da kam es nämlich immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen darüber, ob Zustände wie zu Zeiten der Apartheidpolitik in Südafrika bis Anfang der 1990er Jahre als „vergangen“ deklariert und damit überwunden oder als noch gegenwärtig beschrieben und damit perpetuiert werden sollten. Deutsche Zeithistoriker erinnert dies an die Auseinandersetzung um die Historisierung des Nationalsozialismus, die ebenfalls politisch hoch aufgeladen und lange Zeit umstritten war.

Die Grenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bleiben also nicht nur fließend, sondern auch ein kontroverses Thema der Geschichtswissenschaft, das immer wieder unsere Aufmerksamkeit herausfordert. Es sind empirisch aufzuarbeitende Themen, die aber einen theoretischen Kern in sich enthalten, der erst im weiteren Zusammenhang theoretischer Fragestellungen hervortritt. So verstehe ich das Fach „Theorie der Geschichte“.

Ich habe, um dies zu zeigen, in dieser Vorlesung ein Thema gewählt, an dem sich zeigen lässt, was dies Fach leisten kann. Es gäbe viele andere Themen, an denen sich ähnliche Leistungen zeigen ließen. Die Geschichtswissenschaft bleibt weiterhin theoriebedürftig und Bochum wegen seiner weiten Ausdifferenzierung historischer Teildisziplinen ein privilegierter Standort für die Theorie der Geschichte. Wo wenn nicht hier sollte sie weiter betrieben werden? Ich möchte sie alle einladen, ihren Fragen weiter nachzugehen, und ich möchte die Fakultät für Geschichtswissenschaft einladen, dafür einen institutionellen Raum bereit zu stellen, der dies ermöglicht.